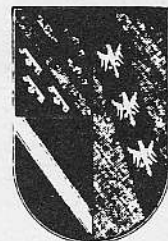


Der Westen



Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung, mit dem Sitz in Stuttgart, hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V., und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V., sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung, Frankfurt/Main. Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

32. Jahrgang

März / April 1985

Nummer 2

Die Verantwortung unserer „Medien“ für die angestammte Sprache

Das Elsaß hat z.Zt. im Hörfunk im Südwesten der Bundesrepublik geradezu goldene Zeiten, fast kein Tag vergeht, an dem nicht etwas von dort zu den Hörern gelangt, vor allem an den Sonntagen wetteifern die Sendeanstalten Baden-Baden und Stuttgart mit ihren Sendestellen um die Gunst des Landes zwischen Rhein und Vogesen und der Menschen, die dort wohnen. Man hat fast den Eindruck, als sei dort alles bestens in Ordnung. Nichts gegen all' das, es kann nur zum Vorteil für das Ländel zwischen Weißenburg und Basel sein, wenn man in der Bundesrepublik auch aus dem Elsaß etwas hört und etwas ahnt von der sprachlichen Brücke, die die Menschen am Oberrhein verbindet (verbinden könnte), denn immer noch ist es das Radio, das hier beispielhaft sein kann, es war es schon vor dem Zweiten Weltkrieg und ist es

ziemlich wenig unterrichtet, was das Elsaß und die Dinge dort anbelangt. Fast alle, die hier eingesetzt werden, sprechen ein hervorragendes Hochdeutsch, daß sie das Elsässisch aus dem FF heraus beherrschen, ist wohl selbstverständlich, sie machen auch keinen Hehl daraus, daß dieses Elsaß nur das Elsaß, wie wir es kennen, sein kann, wenn es zweisprachig ist und bleibt und wenn es bewahrt, was ihm überkommen ist und was sein „cachet“ ausmacht.

Das ist jetzt noch möglich, wie wird es aber in absehbarer Zeit sein? An den Fingern beider Hände kann man abzählen, wann der Zeitpunkt eintreten wird, wo das nicht mehr der Fall ist. Da werden an den südwestdeutschen Sendeanstalten keine waschechten Elsässer mehr eingesetzt werden können — waschecht in dem Sinn zu verstehen, daß sie die beiden Sprachen

des Landes beherrschen — weil sie die eine Sprache, die das Elsaß ausmacht, nicht mehr sprechen können oder doch nur rabdebrechend und mit falscher Betonung. Vielleicht wird man das Englische als das, was die sprachliche Verbindung ermöglicht, zur Hand nehmen?! Diese Aussicht an die Wand zu malen, ist keine Schwarzseherei, sondern sie ist ganz nahe dran, wahr zu werden. Könnten die deutschen Sendeanstalten nicht jetzt mithelfen, daß das nicht wahr wird, und daß die vielen, die jetzt vom Elsaß künden, auch noch in Jahren und Jahrzehnten vorhanden sein werden, um vom Land zwischen Rhein und Vogesen etwas mitzuteilen, was alle diesseits des Rheins in ihrer Sprache verstehen können. Ist es vermessen, an eine solche Wirklichkeit zu glauben?

Die derzeitigen Gegebenheiten sprechen nicht dafür. Wird alles aus dem Elsaß dann Folklore sein und als solches auch in der Bundesrepublik zur Kenntnis genommen? Bundesdeutsche Medien tragen eine große Verantwortung. Sind sie sich ihrer Aufgabe bewußt? me

Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung

Unsere Jahresversammlung findet heuer am 16. Juni in Eppingen statt, wieder im Evangelischen Gemeindehaus, das unser Freund Dekan Michael Ertz uns wie alljährlich freundlich zur Verfügung stellt. Wir weisen auf die beiliegende Einladung hin.

auch noch jetzt, nur in viel kleinerem Maßstab und meistens nur bei der älteren Generation.

Wir freuen uns, wenn über Roger Siffer, René Egles, Germain Müller, sogar über Pierre Pflimlin und andere Notabeln aus dem elsässischen öffentlichen Leben, ganz abgesehen von Raymond Matzen, André Weckmann, Eugène Philipps, Martin Allheilig, Adrien Finck, Jean-Paul Gunsetz und Hermann Ebeling, um nur ein paar wichtige Namen hier zu nennen, etwas vom Elsaß und seiner Welt bekannt wird, denn in der Bundesrepublik ist man weithin — von einigen Ausnahmen abgesehen —

Einem Teil der Auflage dieser Nummer liegen bei:
Zahlkarte — Einladung zum Jahrestreffen
— Anmeldekarte — Buchprospekt.

Zu den elsässischen Kriegsgefangenen in Rußland

„Der Volksfreund / L'Ami du Peuple“ bringt in seiner Ausgabe vom 13.1.1985 einen umfangreichen Aufsatz über die Kriegsgefangenen Elsaß-Lothringer in Rußland bzw. die Bemühungen um ihre Rückführung. Es sind Übersetzungen aus dem Buche von Pierre Rigoulot „Des Français au goulag 1917—1945“. Die meisten seien nach Tambow gekommen, wo es ihnen nicht besser ging als in anderen Lagern, was Verpflegung und Zwangsarbeit betrifft. Sie waren aber insgesamt über 200 Lager verstreut bis nach Workuta. Zudem: „Nichts läßt den Schluß zu, die Sowjets hätten die Elsaß-Lothringer als Bürger eines befreundeten Landes betrachtet. Die französisch-sowjetische Abmachung über die Heimführung der „Malgré-nous“, ihre offizielle Anerkennung als Franzosen verschlimmert nur den Skandal, in Tambow wie auch sonst.

Und dann: „Verständlicherweise war es für die untergeordneten Beamten des NKDW (Staatspolizei) schwer, einen Elsaß-Lothringer von einem Deutschen zu unterscheiden. Wer ist aber daran schuld? Da es doch keinem Franzosen erlaubt wurde, nach „Malgré-nous“ zu suchen. Sogar General Golubiew, der stellvertretende Ver-

antwortliche für die Heimführung, war unfähig, einen Unterschied zu erkennen. General Keller erklärte ihm einen vollen Nachmittag das Problem. „Jetzt hab ich verstanden“, sagte Bolubiew. „Nur eines begreife ich noch nicht: Welcher Unterschied besteht zwischen einem französischen Elsässer und einem deutschen Elsässer?“

Sehr aufschlußreich! Überdies wies die beauftragte Kommission große Schwächen auf: „Der Rückführungsmission wurden lächerliche Mittel zur Verfügung gestellt. Es sind nur wenige Beauftragte da. Im August 1945 treten sieben Mitglieder zu den bisher nur zwei hinzu. Anfang 1946 kehren fünf Offiziere heim, die Ende April durch drei elsässische Offiziere ersetzt werden, die aber genau so ohnmächtig sind wie die ersten, da sie auch nicht in die Lager dürfen. In Paris bildet eine einzige Person den „Generalstab“ der Mission, die Mitte 1946 übrigens abgeschafft wird.

Aufgrund einer Umfrage in allen Gemeinden des Elsaß und des Département Moselle wurde eine Liste von zwangseingezogenen Elsaß-Lothringern aufgestellt. Die 10.081 Namen wurden mit Übersetzung ins

Fortsetzung auf Seite 2

Kriegsgefangene Elsässer in Rußland

Fortsetzung von Seite 1

Russische den Sowjets überstellt. Aber wie sollte sie von den Russen verwendet werden ohne französische Hilfe?

Marquié (Chef der Rückführungskommission) behauptet, die Russen hätten sich dem Besuch der Lager durch die Kommission nicht widersetzt. Warum wurde er dann nicht erlaubt? „Um der besseren Wirkung willen!“ Der Chef der militärischen Rückführungskommission fand es für die Gefangenen nützlicher, daß die Franzosen von der Suche ausgeschlossen blieben. „Es wäre ein Leichtes gewesen, jederzeit die Erlaubnis zu erhalten, dieses oder jenes Lager zu besuchen. Aber in einem so großen Land, was wäre das praktische Ergebnis und die Folgen für die Rückführung im ganzen? ... Wenn wir die einzelnen Lager besuchen würden, würden uns die sowjetischen Behörden glauben, aber sie würden

Juden im Elsaß

Paul Assall, Juden im Elsaß, Elster Verlag Moos, 1984, DM 29,—.

Die Worte und Sätze von Claude Vigée noch im Ohr, der bei diesem Buch auch als Berater mitgewirkt hat, wird man diese Monographie über Juden im Elsaß (wohlgemerkt nicht über „die Juden im Elsaß“) prüfen und merken, daß es von diesem großen Wurf des elsässisch-jüdischen Dichters weit entfernt ist. Der Autor bemüht sich am Beispiel des jüdischen Friedhofs von Hatten in der Gegend von Weißenburg im Unterelsaß, eine Vergegenwärtigung der Juden im Elsaß zu geben und diesem elsässischen Judentum auch näher zu kommen. Viele guten Beobachtungen werden geäußert, und insgesamt darf man die Bemühungen des Autors lobend hervorheben, diesen Menschen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die, wie es Vigée sagt, in einem doppelten Sinn „dazwischen“ standen. Aber der ganzen Tragik dieser „Juden im Elsaß“ kann er doch nicht nahekommen. Um das ganz zu erfassen, müßte er mit den Juden im Elsaß gelebt haben. Und gerade wer im Elsaß mit Juden zusammengelebt hat, wer mit ihnen noch die Schule besucht hat, der weiß, daß es auch unter ihnen welche gab, die heimatrechtlich gedacht haben und mit dem Boden ihrer Heimat eng verbunden waren.

Der Verleger Fritz Foshag, Kehl, erhielt die „Goldene Brezel“

Der uns befreundete Kehler Verleger Dr. Fritz Foshag erhielt am 9. März als erster Nicht-Elsässer die höchste kulturelle Auszeichnung, die die Generalräte des Ober- und des Unterelsasses zu vergeben haben, die „Goldene Brezel“, die bisher unter an-

DER WESTEN, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e.V., Bernhausen, Wiesenstraße 110, 7024 Filderstadt. Telefon (07 11) 70 16 45. Konten: Postscheckamt Stuttgart 370 15—708 (BLZ 600 100 70); Deutsche Bank Stuttgart 12/55 066 (BLZ 600 700 70). Geschäftsführerin: Anneliese Schlecht. Redaktion und für den Inhalt verantwortlich: Eduard Haug, Dietrich Pfaehler.

dann nicht mehr selber nach Elsaß-Lothringern suchen, während jetzt ihre Aufmerksamkeit dauernd geweckt wird...“ Die etwas spitzfindige Begründung verheimlicht die beiden wichtigsten Gründe für die ungenügenden Ergebnisse der Rückführung:

1. Die von den Sowjets aufgezwungene ungenügende Zahl der Mitglieder der Mission. Wie sollten auch fünf oder sechs Beauftragte genügen in einem Land, das damals rund sieben Millionen Gefangene festhielt!
2. Die völlig ungenügende Vorbereitung der Mitglieder des NKDW auf eine Aufgabe, welche die Behörden nie so richtig angehen wollten.“

Jedenfalls wurde hier eines der traurigsten Kapitel der elsäß-lothringischen Geschichte geschrieben, während des Krieges durch die völkerrechtswidrige Einziehung, nachher durch Versagen. eh

derem dem bekannten Maler Tomi Ungerer, den Dichtern Nathan Katz, Anne Frank-Neumann, André Weckmann, Adrien Finck verliehen worden ist. Die Ehrung gilt der grenzüberschreitenden Arbeit Dr. Foshags im alemannischen Raum. In seinem Morstadt-Verlag bringt er zielbewußt ein Werk von Dichtern dieses Raumes nach dem anderen heraus als Dienst an der Sprache und der alemannischen Kultur. So kommt bei ihm die bedeutsame Reihe alemannischer Gedichtsammlungen heraus, die von dem Leiter des Straßburger Dialektologischen Instituts, Raymond Matzen, herausgebracht wird, mit Bänden unter anderem von dem Lörracher Gerhard Jung, der im Juni in Eppingen lesen wird, von Adrien Finck, Anne Frank-Neumann, Raymond Matzen. An elsässischen Romanen

An alle Mitglieder und Freunde

Wir haben im Raum Karlsruhe, Nürnberg und Stuttgart regionale Gruppen, die sich einmal monatlich treffen. Wenn Sie Interesse haben, wenden Sie sich wegen einer Einladung dazu bitte an:

Karlsruhe: Frau Marlis Bartsch, Tullastraße 50, 7500 Karlsruhe;

Nürnberg: Frau Elisabeth Reiß, Rangaustraße 15/IV, 8500 Nürnberg 60;

Stuttgart: Herrn Karl Kohule, Forststraße 5, 7064 Remshalden.

erschieden bei ihm das tiefschürfende „Wie die Würfel fallen“ von André Weckmann, „Die Linden von Lautenbach“ von Jean Egen. Demnächst kommt die Erzählung von Adrien Finck „Der Sprachlose“, ein erschütternder Beitrag zur Lage der Elsässer und Deutsch-Lothringer. Auch Sachbücher aus dem alemannischen Raum erscheinen im Morstadt-Verlag, so ist ein reich illustrierter, gut fundierter Burgenführer durch die Vogesen von Dr. Mehle angekündigt. Wir beglückwünschen den Preisträger und wünschen ihm, er möge seine segensreiche Wirkung bei guter Gesundheit auch in Zukunft ausweiten können. eh

Als Ergänzung und Illustrierung des nebenstehend Abgedruckten bringen wir ein Gedicht, das der „Volksfreund acht Tage später veröffentlicht, ein Lied vom Guten Kameraden auf Elsässisch:

UNVERGASSLI

Als ein Zeugnis im Namen aller anderen, die wir nicht veröffentlichen können: ein schmerzlicher Nachruf auf einen im Feld zurückgebliebenen guten Kameraden.

Verlonn un wehrlös leij ich em Schnee,
Ich rieder, d'Wund dut mer so ari weh.
Isskalt pfiift de Wend ewers Fald,
Esch's mini letscht Nacht uff däre Walt?
Em Schloof wurr ich en de Fern verfriere.
Ens Jenseits rutsche, inne ebs zu spiere.
Oh Herrgott, esch dess dinne Wille?
Ich ben bereit, ich batt, ich hiel em Stille.
Allwie ich mech abfind en dem Sinn,
Hör ich a mier bekanndi Stimm,
De Uscheen kommt mich hole, esesch klar,
Sinni Tat, uhne jede Zwiifel, esch wunder-
bar.

Zu drett dun se mech mejsam trawe
Met viel Gscheck, uhne a Wort zu saawe.
Um uns rum krottle verdächtichi Gsalte.
D'lwan uff Vorsposchte wach dun halte —
D'Kamerade uffem Bodde mich jetzt
schleppe
D'einzich Chance mich zu rette.
Noch dem Gfahrvolle Einzelgang
Fangt de allgemeine Ruckzug an.
D'Valide de Verwundene uff de Schlette
zeije

Wer sterbt unterwegs, em Schnee bliet leije
Nix wie los, d'Russe senn üss Rand un Band
Un ewerumple s'ganze Poleland.
Ari schwer esch de Abschied vun diergwän
Für emmer, dann mer han uns niej meh
gsäh.

Zu Ehren meines verschollenen Kriegskameraden Eugène Erbs, der mir in der Nacht vom 14ten zum 15ten Januar 1945 bei Modlin in Polen das Leben rettete.

E. KEHRES

Worte eines französischen Dichters

Der vortreffliche „Heinrich-Hansjakob-Brief“ (Nr. 39 vom Juli 1984), den unser Freund Franz Nadler in Freiburg herausgibt, zitiert in deutscher Übersetzung den am 6. September 1914, also vor 70 Jahren gefallenen Dichter Charles Péguy. Man fragt sich oft, was unser Tun bewirkt, solche Worte empfindet man dann wohlthuend, deshalb geben wir sie unseren Lesern weiter. „Ich will mich einreihen in den Rang, den ich erreichen kann, in das große, das hohe Geschlecht unserer Chronisten und unserer Zeugen. Es handelt sich nicht darum zu wissen, was wir wert sind — wir sind allesamt wenig wert —, sondern es handelt sich darum, zu wissen, was wir sind. Und was wir tun. Es handelt sich um unsere Anhänglichkeit und Treue gegenüber unseren großen Vorbildern. Es handelt sich darum, was wir aus ihnen machen. Es handelt sich darum, in unserer Zeit ein geistiges Reich fortzusetzen, das niemals abgeschafft werden wird.“

Franz Nadler fügt dem hinzu: „Sind diese Worte zu groß für uns? Mag so scheinen. Doch wer offenen Auges ist, der sieht, wie nahe die heutige Menschheit einen neuen Aufgang oder die letzte Katastrophe vor sich hat.“ So meinen wir es auch.

Prof. Paul Schmitthener wäre 100 geworden

In den 20er und 30er Jahren gab es die „Stuttgarter Schule“, eine an Überlieferung anknüpfende, heimatgebundene Baurichtung. Deren bekannteste Vertreter waren Paul Schmitthener und Paul Bonatz, der Erbauer des Stuttgarter Bahnhofes. Bonatz hatte Beziehungen zum Elsaß, und Schmitthener war am 15. Dezember 1884 in Lauterburg zur Welt gekommen. Er war mit Leib und Seele Elsässer und hat auch nach seiner Übersiedlung nach Stuttgart nie die Beziehungen zu seiner Heimat abreißen lassen. Nach 1945 wurde er von seiner Professorenstelle, die ihm am 10. Oktober 1918 zuerkannt worden war, verdrängt. Nun erschien im „Staatsanzeiger für Baden-Württemberg“ in der Beilage „Beiträge zur Landeskunde“ Nr. 1, Februar 1985, ein Aufsatz von Johannes H. Voigt, Marbach a.N., in dem versucht wird, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: „Ein Architekt im Sog des Nationalsozialismus“.

Nicht der Nationalsozialismus an sich habe Schmitthener zur Partei gezogen. Er sei als Exponent der „Stuttgarter Schule“ ein Vertreter der auf Erfahrung von Jahrhunderten gründenden Tradition, der das Heimatliche, Gewachsene und deshalb Differenzierte, Wahrende gewesen, dem die Leute des „Werkbundes“ mit Walter Gropius, dem Leiter des Dessauer „Bauhauses“, mit ihrem alles über einen Leisten schlagenden Internationalismus, ihrem Hang zum Beton, zur Mechanisierung, gegenüberstanden. Schmitthener habe gehofft, daß der Nationalsozialismus, bei dem Begriffe wie „Heimat“ und „Überlieferung“ stets betont wurden, seiner Bewegung zum Durchbruch verhelfen würde. Er trat im März 1933 der Partei bei und hatte bald Beziehungen zu höchsten Stellen. Die andere Richtung hingegen fiel in Ungnade. So traten diese nach 1945 als Opfer des Nationalsozialismus auf und schalteten Schmitthener aus, er wurde nicht mehr als Professor an der Stuttgarter TH eingesetzt, wo er fast 30 Jahre lang gelehrt hatte, obwohl die Spruchkammer ihn als „Entlasteter“ einstufte, da er im Dritten Reich aktiv Widerstand geleistet habe. Er hatte sich für zum Tode verurteilte Landsleute eingesetzt und unter anderem sehr mutig an den Präsidenten des Volksgerichtshofes, Freisler, geschrieben:

„Sie wissen sicher, sehr geehrter Herr Präsident, daß nicht alle Maßnahmen im Lande (d.h. im Elsaß — d. Verf.) seit 1940 immer von glücklicher und geschickter Hand geleitet wurden. Oft schon und jetzt in besonderem Maße wurde ich gefragt: ‚Weiß dies der Führer?‘“ (Bei Voigt S. 11.).

Die Todesurteile wurden denn auch nicht vollstreckt. Unsere Leser wissen, daß in der gleichen Angelegenheit unser verstorbener Freund Hermann Bickler sich auch bis zum Äußersten für die Verurteilten eingesetzt hat. Er war mit Schmitthener befreundet. Das Gefühl für Heimat und Überlieferung, das Schmitthener in engere Berührung mit dem Nationalsozialismus brachte, führt Voigt auf des Architekten „alemannische Herkunft“ zurück: „Nicht immer und bei jedem Architekten wird es erforderlich sein, auf die Region hinzuweisen, in der er geboren wurde, und die ihm seine ersten Eindrücke gab. Bei Paul Schmitthener ist dies nötig und mag manches erklären“ (S. 6). Ferner auf der gleichen Seite: „Das Elsaß blieb ihm, auch nach der Wiederangliederung an Frank-

reich nach dem Versailler Friedensvertrag, die Heimat, die ihm Halt in der Fremde, insbesondere in der Großstadt, gab. Schmittheners Freund, der Dichter René Schickele, selbst gebürtiger Elsässer, erklärte sein und Schmittheners Verhältnis zur Welt in seinem Aufsatz ‚Die Arche über Stuttgart‘, womit Schmittheners Haus gemeint war, so:

„Wir sind keine Großstädter im Elsaß, und wir sind, wenn wir auch als Rebellen auf die Welt kommen, in den Lebensformen konservativ. Warum? Wir entstammen bürgerlichen Familien, die im Bauerntum wurzeln und die lebendige Verbindung mit der Erde nicht verlieren wollen. Die Bauern bei uns kommen als festliche Kerle daher, in ihren Familien gibt es von jeher Gelehrte und Kaufleute, Ärzte und Offiziere und Ingenieure, und sie bleiben darum doch, was sie sind: Herren ihres Ackers und ihres Weinbergs. ... Dorthier kommt Schmitthener. In seiner alemannischen Herkunft liegt das Geheimnis seines edlen Traditionalismus und seiner einzigartigen, so heiteren Anmut.“

Wer Schickele zum Freund hatte, konnte kein Nationalsozialist im üblichen Sinne sein. Schmitthener trat in die Partei ein, weil dort auf einer bestimmten Seite ein Ton erklang, der auch ihm lieb war. Voigt fährt fort (S. 6/7):

„Man mag es als symptomatisch ansehen, daß die sogenannte Heimatkunst um die Jahrhundertwende von einem Elsässer programmatisch formuliert wurde: Friedrich Lienhard (1865—1929) forderte 1900 in seiner Streitschrift ‚Die Vorherrschaft Berlins‘ eine Abkehr vom Literaturbetrieb der technisierten Großstadt-Zivilisation und eine Hinwendung zur Heimat, zur Landschaft, zur Tradition. Hier liegen die Anfänge der völkischen „Heimatkunst“, deren wilder Trieb die nationalsozialistische Blut- und Boden-Dichtung werden sollte. Auch wenn man Schmitthener mit der durch die Heimatkunst angeregten Heimatschutzbewegung, deren Propagandist Ferdinand Avenarius war, nicht direkt in Verbindung bringen kann: sie wies in eine Richtung, in die auch Schmitthener gehen sollte. Denn auch dem jungen Schmitthener mußte klargeworden sein, daß die Architektur um die Jahrhundertwende in einem Umbruch war, wie Theodor Heuss in seinem Buch über Hans Poelzig formulierte: ‚Die Selbstgewißheit der deutschen Architektur war sich zum Ausgang des (19.) Jahrhunderts fragwürdig geworden.‘ Schmitthener — das muß gleich hinzugefügt werden — blieb nicht in einem Regionalismus oder Traditionalismus stecken: Er suchte seine Vorbilder auch im deutschen Klassizismus, und wie Lienhard war er ein Verehrer der ‚Großen‘ von Weimar.“

Ferner führt er aus, es sei ein besonderes Kennzeichen Schmittheners gewesen, daß er von der öden Stadt fortstrebte und möglichst viele Viertel als „Gartenstadt“ gestalten wollte (S. 7): „Die moderne Großstadt der Mietskaserne ist der Krebseschaden an der körperlichen und sittlichen Gesundheit unseres Volkes. Künstlerisch, hygienisch, sittlich, politisch und volkswirtschaftlich, von welcher Seite wir dieses schillernde Chaos betrachten, ist es verwerflich. Baukünstlerisch ist die moderne Großstadt meist häßlich... Die Großstadt ist ungesund.“ (Zitat aus Schmittheners „Die deutsche Volkswohnung“, (1920).

Die „Weißenhof-Siedlung“ in Stuttgart, die im Zusammenhang mit einer Ausstellung von Architekten von internationalem Rang errichtet wurde, war für Schmitthener und seine Stuttgarter Schule ein Schlag ins Gesicht. Das Programm war 1925 vom Stuttgarter Gemeinderat unter anderem so angekündigt worden: „Das Fehlen jedes Daches sei das Charakteristische an dieser Bauweise, die mit jeder Überlieferung breche und durch ihre abstrakte Form als internationale Kunst bezeichnet werden müsse“ (Voigt S. 7). Schmitthener wurde schon gar nicht zur Teilnahme eingeladen, Bonatz lehnte ab.

1929 schlossen Schmitthener und Schultze-Neuburg sich dem „Kampfbund für deutsche Kultur“ an, der sich unparteiisch gab, aber 1933 zu einem Machtinstrument des Nationalsozialismus ausgebaut wurde. Er wandte sich genau gegen das, wogegen auch Schmitthener kämpfte: „Internationalismus, Technik und Wissenschaft als Selbstzweck und die Herrschaft der Industrie waren in den Augen Schmittheners Bedrohungen der Kultur, die es abzuweisen galt“, (Voigt S. 8). Am 1. Mai 1933 schrieb Schmitthener (Voigt S. 8): „Die neue Sachlichkeit im Bauen ist der Form gewordene Geist des Nützlichen und Notdürftigen, der unsere ganze Zeit beherrscht und bereit war, Würde und Anstand einem internationalen Phantom zu opfern. Tradition aber ist die Grundlage jeder nationalen Kultur, die immer nur aus dem Schoße eines Volkes geboren wird.“

Das war genau das, was der Nationalsozialismus proklamierte und was diesem viele Anhänger, die entsprechend dachten, gewannen, ohne daß diese deshalb eigentliche Parteianhänger waren. Sie fühlten die Kultur durch einen schablonenhaften, beziehungslosen Internationalismus bedroht und waren für entsprechende Parolen zu haben.

Voigt läßt durchblicken, daß Schmitthener sehr bald gemerkt haben muß, er liege nicht ganz richtig. Im Sommer 1933 bot man ihm mit einem Ruf nach Berlin die Direktorstelle der Vereinigten Staatsschulen und eine Referentenstelle im Erziehungsministerium an, was ihm „große Staatsaufträge“ eingebracht hätte. Er lehnte ab: „Wichtig war für mich einzig und allein, die Möglichkeit zu erhalten, mitentscheidend an der Schaffung der Grundlagen zu arbeiten, die für unsere gesamte gestaltende Arbeit heute noch fehlen“ (Voigt S. 8).

Schmitthener war eben Architekt, Künstler, nicht Politiker, er stand zunächst einmal zu denen, die ihm eine Garantie zu bieten schienen, seine kulturellen Ziele zu fördern, siehe seinen Ausspruch am 1. Mai 1933, den wir weiter oben zitieren. Er erreichte es aber nicht: Speer wurde der Mann Hitlers, nicht Schmitthener. Speers kraftstrotzende Art paßte nicht zu Adalbert Stifters „Sanftem Gesetz“, zu dem sich Schmitthener bekannte. In einer Rede sagte er 1941: „Gewaltige Bauwerke sind es, in der unsere Zeit ihren Stil, ihre geistige Haltung darstellen will. Doch auch diese Bauten werden stehen in der Welt der Unscheinbaren, der scheinbar Kleinen, die auch in Zukunft entscheidend die Gestaltung unserer Landschaft, unserer Städte und Dörfer mitbestimmen“ (Voigt S. 11). Eine kaum verdeckte Kritik an der offiziellen

Fortsetzung auf Seite 4

Erinnerung an Paul Schmitthenner

Fortsetzung von Seite 3

Architektur des Dritten Reiches, die ihm nicht sehr viel glücklicher vorkam als die der „Funktionalisten“. Es kam nicht zur offenen Auseinandersetzung, der Kriegerforderte ganz andere Entscheidungen. Dazu kam der alliierte Luftkrieg. Wieviele, an dem Schmitthenners Herz hing, versank in Schutt und Asche, darunter eigene Bauten, so seine geliebte „Arche über Stuttgart“! Dazu schrieb er vor Kriegsende: „Von meinen liebsten Bauten ist vieles zerstört. Mein schönes Haus Werner ist nur noch eine Brandruine, das Haus des Deutschtums eine Brandstätte, und im Alten Schloß hat eine Bombe im Hof gründliche Arbeit geleistet. Andere meiner Häuser sind schlimm geschändet. In Tübingen ist unter dem wenigen Zerstörten das Germanenhaus. — Man denkt so nach und ich meine, es ist fast folgerichtig diese Zerstörung. Die Welt, die in vollendetem Maße zerstört ist in Lübeck und Augsburg und wie sie alle heißen, diese Zeugen alter Reichsherrlichkeit und hohen deutschen Geistes, ist die Welt, an der ich bauen wollte. — Was hat meine Welt mit der Welt der Maschine, mit der Mechanisierung und Technisierung schon zu tun.

Es scheint mitfolgerichtig, daß diese durch die Maschine zerstört werde. — Der Sinn des Geschehens geht ja wohl darum, was bestehen soll in der Welt. Das sanfte Gesetz ist gestört, das leben- und menschenhaltende. Darum ist jetzt das harte Gesetz in der Welt, und es wird wohl noch viel Zerstörung notwendig, bis der Boden wieder rein und der Acker Gottes.“

Es brach eine Welt für ihn zusammen. Zu seiner fast dreißigjährigen Arbeit an der TH Stuttgart wurde er nicht mehr zugelassen, die andere Richtung war jetzt am Zuge und verdrängte, so wie sie einst verdrängt worden war, mit der gleichen Unerbittlichkeit. War es von beiden Seiten ein parteipolitisches Ringen gewesen? Die Kluft wart tiefer aufgerissen, Voigt schlußfolgert S. 12 seiner Studie: „Der Fall Schmitthenner, wie er in der Öffentlichkeit apostrophiert wurde, wirft manche Fragen auf: Ging der Streit um die Wiederberufung eines Kollegen und Hochschullehrers, dem in der NS-Zeit zwar nicht die allerhöchste Gunst zuteil wurde, der aber in seiner Tätigkeit als Lehrer an der TH Stuttgart einen großen Einfluß ausgeübt hatte? Oder ging es in erster Linie um einen Kampf verschiedener „schools of thought“, wie man es in der amerikanischen Militärregierung nannte, in dem die während der Zeit des Nationalsozialismus verfolgte, verfemte und verdrängte Richtung die Gunst der Umstände zu nutzen trachtete, ihr verlorenes Terrain in der Architektur wiederzugewinnen?“

Schmitthenner blieb nur noch das private Gebiet übrig, auf dem er fleißig weiterwirkte, tief bekümmert durch die Verschandelung der deutschen Städte und Landschaft durch das unpersönliche Bauen der „Funktionalisten“, die jetzt allein das Sagen hatten. Hat er noch die Verschandelung Leonbergs durch das „Leocenter“, Ludwigsburgs durch das „Marstallcenter“, Eßlingens durch die heute bereits wieder überflüssig gewordene Pädagogische Hochschule erlebt? Die „Turmstadt“ Frankfurt und viele andere Orte, die durch Ähnliches verunstaltet wurden, hat er sicher erlebt. Die Aufnahme Schmitthenners in die Friedensklasse des „Pour le Mérite“ 1953 — Albert Schweitzer

ist der andere Elsässer, der diese höchste preußische Auszeichnung trug! — war eine erste Rehabilitierung. Der Aufsatz Voigts im „Amtsblatt für Baden-Württemberg“, der sehr sachlich gehalten ist, wenn er auch Kritisches bringt, zeigt, daß der „Fall Schmitthenner“ noch keineswegs mit dem Verdammungsurteil durch seine Kollegen abgeschlossen ist. Zudem: Wer offenen Auges die neuesten Bauten betrachtet, merkt, daß die ärgste Baumode, die bewußt alles Gewachsene und Überkommene ablehnte, bereits überholt ist. Wenn auch Schmitthenner über diese neueste Richtung nicht ganz glücklich werden könnte, er würde doch befriedigt feststellen, daß das Brutalste, Roheste überwunden ist.

Voigt schließt: „Paul Schmitthenner wurde 1953 durch die Aufnahme in die Friedensklasse des Ordens Pour le mérite rehabilitiert. Die Spuren, die seine Tätigkeit als Architekt und Lehrer hinterlassen hat, sind markant. Der nie beigelegte Streit und die

neu entflammte Diskussion über Paul Schmitthenners Werk und Wirken beweisen, daß der Konflikt, in den er als Hauptbeteiligter der einen Seite verwickelt war, mehr als eine zeitlich begrenzte Aktualität hatte, daß in ihm offensichtlich Grundprobleme der modernen Architektur überhaupt berührt wurden. Einem Nichtarchitekten drängt sich die Frage auf: Gibt es nur die Alternative zwischen der einen oder anderen Richtung? Oder gibt es auch die Möglichkeit einer Annäherung der Standpunkte? Eine Überwindung der Gegensätze würde einer ausgewogenen Beurteilung Paul Schmitthenners sehr zugute kommen“ (S. 12).

Dieser Meinung schließen wir uns gerne an und erklären, daß wir stolz darauf sind, daß aus unserem Lande ein so bedeutsamer Baumeister des 20. Jahrhunderts hervorgegangen ist. Er mag in mancher Entscheidung geirrt haben, er tat es im Dienste der Sache, der er mit Leib und Seele verschworen war: dem sachgerechten Bauen und der Erhaltung der deutschen Landschaft, letzten Endes dem Wohles des Menschen. eh

Ministerpräsident Späth bei den „Dernières Nouvelles d'Alsace“

In der Einleitung bekommen er und „sein Land“, Baden-Württemberg gleich ein dickes Lob, es vereine „auf sich allein die Dynamik der deutschen Wirtschaft: Dort, jenseits des Rheins, gegenüber dem Elsaß, findet man Spitzenindustrien, Werkzeugmaschinen, schöne Autos... und Exporte in die ganze Welt. Zum größten Nutzen der neun Millionen Badener und Württemberger: Sie beziehen die höchsten Gehälter und haben die geringste Arbeitslosenquote in der BRD.“

Die günstige Lage komme nach Späth von der ungünstigen Ausgangslage her: Die Schwerindustrie sei den Rohstoffen nachgegangen, nach dem Ruhrgebiet und nach Lothringen, deshalb hätten die jetzt Krisen. In Baden-Württemberg wie im Elsaß zwang der Rohstoffmangel zur kleinen und mittleren Industrie: Das hat eine mittelständische Industrie gefördert, die sich weiter entwickelt hat. Zum Beispiel die elektronische Industrie ist zum größten Teil in Baden-Württemberg und in Bayern angesiedelt. (Allerdings nicht im Elsaß!) Dies zwingt zur Entwicklung der Forschungsstruktur, etwa 25% aller Forschungseinrichtungen befinden sich in Baden-Württemberg.

Frage des Interviewers: „Könnte es nicht zu engeren Verbindungen zwischen Baden-Württemberg und dem Elsaß kommen?“

Ich bin überzeugt, daß diese Möglichkeiten noch nicht genügend ausgenutzt worden sind. Es stimmt, wir müssen die Forschungskapazitäten stärker verbinden und stärker regional denken.

...Es gibt aber auch schon zunehmend deutsch-französische Kooperationen, etwa innerhalb der EG. Aber wir sollten noch größere Anstrengungen unternehmen.

— Zum Beispiel?

Gerade bei der praxisbezogenen Forschung, die rasch zu Anwendungen kommt, besonders bei den mittleren Unternehmen. Auf diese Weise könnten wir den Herzraum Europas besser zur Geltung bringen. Ich sehe da eine positive Entwicklung.“

Ferner: „Aber konkret... Man braucht Inno-

vationszentren für die Industrie des Jahres 2000...“

Das stimmt. Solche Zentren können in Straßburg sein und in Freiburg, zum Beispiel. Es zeigt sich doch, daß sich diese Randlagen ohne Grenze, ohne deutsch-französische Grenze entwickeln müssen. Aus der Sicht der Zentren haben es Randgebiete immer schwer. Also muß man andere Möglichkeiten ausspielen... Auch in der Frage der Energiedarbietung.“

Dann kommt das heikle Thema Synchrotron, zu dem Späth sagt: „Das Synchrotron wäre ein gutes Beispiel gewesen...“

— Das Projekt kam von anderswo. Außerdem können wir in Deutschland uns nicht in Angelegenheiten der Nachbarländer einmischen! Wir müssen andere Projekte, eigene Projekte entwickeln. Wir selbst müssen die Ideen bringen. Zum Beispiel ein gemeinsames Projekt benachbarter Universitäten wie zum Beispiel Karlsruhe, Straßburg und Freiburg. Und dann müssen wir kämpfen...“

Späth erweist sich als ausgezeichnete Kenner aller industriellen, technischen und handelspolitischen Schwierigkeiten, was zu einem guten Teil Grundlage seines Erfolges sein dürfte.

Er kennt sich auch im Umweltschutz bestens aus. Frage:

„Umweltschutz gehört auch zur europäischen Politik.“

Damit können wir die junge Generation für Europa überzeugen und auch integrieren. Über Umweltpolitik zu debattieren, hat doch einen ganz anderen Sinn als ewig über Agrarpolitik zu reden! Flüsse sauber zu halten, spricht die Leute doch mehr an als die Weinschwemme in Europa! Wir fördern auch Wirtschaftswachstum für den Umweltschutz und nicht für den Konsum. Zum Beispiel der Katalysator im Auto hat nichts mit Konsum zu tun. Nein, er ist da zum Schutz der Umwelt. Und das verstehen die Jugendlichen.

— Der Weg zum Katalysator wird gerade von vielen europäischen Autoherstellern als Protektionismus angesehen...“

Fortsetzung auf Seite 6

Lothringen — Geschichte eines Landes

Lothringen, Geschichte eines Grenzlandes, bearbeitet von einer Gruppe lothringischer Historiker unter Leitung von Michel Parisse. Deutsche Ausgabe Hans-Walter Herrmann. Saarbrücker Druckerei und Verlag GmbH. Saarbrücken 1984. Titel der Originalausgabe: Histoire de la Lorraine. Toulouse 1978. 520 Seiten, 37 Karten und Zeichnungen, 30 Fotos, Leinen, DM 85,—.

Diese Geschichte Lothringens ist ein Sammelwerk von sieben Autoren, zumeist Historikern der Universitäten Metz und Nancy, und reicht von „den ersten Menschen“ bis in die Gegenwart. Die Verfasser sind also Fachleute auf ihrem Gebiet, sind sie gebürtige, mit dem Lande verwachsene Lothringer oder einfach Dozenten an Universitäten auf dem Gebiete des einstigen Lothringens? Einen breiten Raum nimmt die Schilderung der kulturellen, wirtschaftlichen, sozialen und kirchlichen Verhältnisse, des geistigen und geistlichen Lebens in fast zwei Jahrtausenden ein. Das ist zweifellos der wertvollste Teil des Buches.

Lothringen hat jahrhundertlang ein Sonderdasein geführt und gehört erst seit dem 18. Jahrhundert zum französischen Staatsverband. Unter den Karolingern wurde das fränkische Reich mehrfach geteilt, zuletzt im Jahre 870 unter Karl dem Kahlen im Westen und seinem Bruder Ludwig dem Deutschen im Osten. Der lothringische Raum, in dem das Herzogtum Lothringen entstand, kam dadurch an das Deutsche Reich, wo es bis zum Jahre 1766 verblieb. Das tut manchen französischen Historikern heute noch weh.

Im lockeren Gefüge des Deutschen Reiches genossen die Herzöge von Lothringen große Selbständigkeit. Jahrhundertlang waren sie den Einmischungen und Angriffen der französischen Könige ausgesetzt, die stets versuchten, ihren Einfluß und ihre Grenzen nach Osten zu verschieben. Hier wird der Unterschied zwischen den früheren lothringischen Geschichtsschreibern und den heutigen deutlich. Den ersteren war Lothringen, obwohl dessen Zugehörigkeit zu Frankreich ihnen selbstverständlich war, doch noch ein Stück „Vaterland“, an dem sie mit heißem Herzen hingen und dessen Untergang sie beklagten. „Ein alter Lothringer kann nicht ohne Herzeleid an den Untergang seines alten Vaterlandes denken“, schrieb L. Leupol 1874 bei der Betrachtung der Geschichte Lothringens. Die heutigen sehen den verzweifelten Widerstand gegen die französische Annexion, vom Standpunkt Frankreichs aus, als ein sinnloses und leichtfertiges Aufbegehren der Herzöge gegen eine notwendige Entwicklung und wollen einen lothringischen Patriotismus und eine tiefe Verbundenheit des Volkes mit seinem Herrscherhaus nicht gelten lassen. Anders lautet das Urteil des Schweizer Carl Burckhardt („Richelieu“): „Herzog Karl IV. wird von einer an mittelalterliche Heiligenverehrung erinnernde Hingabe seines gemarterten Volkes begrüßt.“

Die letzten Herzöge von Lothringen kommen deshalb in dem vorliegenden Werk nicht gut weg. Dafür wird der verhaßte Kanzler de la Galaizière sehr milde beurteilt. Ebenso wird die Güte des polnischen Königs Stanislaus, dem Lothringen als Altersversorgung übertragen wurde, als ein Wohltäter des Landes hervorgehoben. So hat die französische Propaganda, nicht die lothringische Bevölkerung, diese Männer

beurteilt. Keine Regierung ist in Friedenszeiten je so brutal und rücksichtslos mit ihren Untertanen umgegangen, wie diejenige der Stanislaus'schen Zeit. In 20 Jahren hat sich die Bevölkerung um 18 Prozent verringert und Zehntausende von verarmten Bauern flüchteten über die Grenze nach dem Reich und nach Ungarn, obwohl die Auswanderung verboten war.

In den Beschwerdeheften von 1789, in denen der Groll gegen Stanislaus noch nachklingt, wird zum letzten Mal das alte Lothringen erwähnt. Revolution und Kaiserreich beseitigten — was diese Historiker mit Genugtuung feststellen — die letzten Reste lothringischer Eigenart. Das Land wurde eine Provinz wie andere auch, was ja in Frankreich nicht gerade wie ein Lob klingt. Der revolutionäre Abbé Grégoire rief 1789 dazu auf, eine Demokratie zu schaffen und den vollen kulturellen Aufstieg durch Abschaffung der Mundarten als Voraussetzung für die Ausbreitung der Aufklärung und für den politischen Frieden zu gewährleisten. Nicht nur der deutsche Dialekt, auch die keltischen, romanischen, flämischen, normannischen, baskischen Mundarten und Sprachen, die vom Volk gesprochen wurden, waren den Jakobinern ein Greuel.

Das Kapitel „Lothringen als Teil der französischen Nation“ ist zweifellos von einem Lothringer geschrieben, wie aus der warmherzigen und sachkundigen Art hervorgeht, mit der er das Leben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schildert. Die politischen Aussagen sind weniger sachkundig. Der Krieg von 1870 ist, wie nicht anders zu erwarten, durch den Ehrgeiz Preußens verursacht. Daß Frankreich ihn provoziert und leichtfertig erklärt hat, wird nicht gesagt. Der listige Bismarck täuschte angeblich den in Metz eingeschlossenen General Bazaine und verführte ihn dazu, durch seine Kapitulation die Sache Frankreichs zu verraten. Thiers muß sich den Vorwurf gefallen lassen, in den Friedensverhandlungen Metz geopfert, ohne wirklich darum gekämpft zu haben. Deutschland wird vorgeworfen, daß es 1871 eine Volksabstimmung verweigert hat (und 1918?). Das sind die bekannten Phrasen der französischen Propaganda.

Nach 1870 haben die lothringischen Bischöfe angeblich eine Wallfahrt zum Heiligtum von Sion unternommen, um die „religiöse und mystische Einheit“ Lothringens zu verkünden. Dabei ließen sie im Chor des alten Heiligtums die Inschrift einmeißeln: „Es ist nicht für immer“, und zwar in lothringischem Dialekt. Die Aufklärung, die der Abbé Grégoire durch die Abschaffung des Dialektes erreichen wollte, war also noch nicht bis zu den Bischöfen vorgedrungen.

In dem Kapitel „Das geteilte Lothringen“ (1870—1918) ist verschiedentlich, wie es auf französischer Seite üblich ist, die Rede von dem Versuch des Reiches, die eroberten Provinzen zu germanisieren (was ihnen natürlich nicht gelungen ist!). Der Bezirk Lothringen war zu 72 Prozent deutschsprachig, zu 28 Prozent französischsprachig. Was sollte in Deutsch-Lothringen, wo die Menschen seit tausend Jahren deutsch sprachen, also eine „germanische“ Sprache, zu „germanisieren“ sein? Daß in der Gerichts- und Verwaltungssprache das im 18. Jahrhundert — gegen den Willen der Bevölkerung — eingeführte Französisch

durch die deutsche Landessprache, die jedermann verstand, ersetzt wurde, verstieß wohl nicht gegen die Menschenrechte. In Welschlothringen blieb die Verwaltungssprache französisch, und es wurde in der Volksschule neben Deutsch auch Französisch unterrichtet. Der deutsche Kaiser, der oft in Lothringen weilte, unterhielt sich mit seinen französischsprachigen Untertanen in deren Muttersprache.

Wenn die Leiden der Lothringer und ihr heißer Wunsch nach Rückkehr zu Frankreich betont werden, so wird doch auch gesagt, daß diese Sehnsucht nicht das ganze Leben der Lothringer ausfüllte. Nebenher erfolgte die wirtschaftliche Entwicklung, der Aufstieg der Schwerindustrie und eine zunehmende Anpassung an die bestehenden Verhältnisse. Trotz des Aufsehens, das man mit dem „Protest“ machte, haben die Lothringer von 1871 bis 1890 nur vier Abgeordnete dieser Richtung in den Reichstag geschickt.

Man müßte hinzufügen, daß eine breite Schicht von Männern der Wirtschaft, des öffentlichen Lebens, auch des Klerus, die sich bei ihren Besuchen in Frankreich dort sehr patriotisch gaben, sich zu Hause ganz gut mit den Deutschen arrangierten und oft und gern am Tisch des Kaisers saßen. Trotz Barrès und Colette Baudoche haben es die Lothringer Bourgeois nicht verschmäht, einen gut situierten deutschen Geschäftsmann oder einen pensionsberechtigten Beamten als Schwiegersohn zu begrüßen. In den unteren Volksschichten war dies sowieso gang und gäbe.

Über die Zeit der Weltkriege (1914—1945) scheint eine sachliche Schilderung heute noch nicht möglich zu sein.

„Die Eroberung (des Eisenerzbeckens von Briey-Longwy) durch die Deutschen im Sommer 1914) war begleitet von Plünderungen, Brandstiftungen und Grausamkeiten. Während der vierjährigen Besetzungszeit wird das nicht anders“. Der Verfasser hätte die alten Lothringer fragen sollen, die im deutschen Heer gedient haben, was mit den Soldaten geschah, die beim Plündern überrascht wurden. In dem westfälischen Dorf, in dem ich einige Male meine Ferien verbracht habe, fuhren die älteren Männer jedes Jahr in die Meurthe-et-Moselle, wo sie im Ersten Weltkrieg als preußische Soldaten eingesetzt waren — und angeblich sich so barbarisch aufgeführt haben. Sie besuchten dort die Familien, bei denen sie von 1914 bis 1918 in Quartier lagen und waren dort willkommene Gäste. Und ihre alten Quartierleute kamen zum Gegenbesuch nach Westfalen, manchmal in Begleitung des katholischen Pfarrers. So schlimm, wie es in dem vorliegenden Geschichtswerk dargestellt ist, müssen sich also die alten Frontkämpfer nicht benommen haben.

Die Bevölkerung in Deutschland und Frankreich will Friede und Verständigung. Die Gelehrten treffen sich zu fruchtbaren Arbeitstagen, die Politiker zu Aussprachen und Banketten. Aber in der Presse, in der Literatur, im Film, in manchen Vereinigungen spukt noch der Geist eines Gambetta, eines Barrès, eines Poincaré, der das Bild eines Erbeindes immer wieder hervorzaubert, der die Niederlagen von 1870 und 1940 nicht vergessen kann und nicht wahrhaben will, was nicht sein darf.

Daß im September 1939 Frankreich dem

Fortsetzung auf Seite 6

Geschichte Lothringens

Fortsetzung von Seite 5

Deutschen Reich den Krieg erklärte, wird natürlich nicht gesagt. Das würde nicht in das Klischee passen. In der Zeittafel hat sogar Deutschland 1939 den Krieg erklärt. Über die Zeit des Zweiten Weltkrieges sei hier nur eins herausgegriffen: „Die katholische Kirche wird (1940) zerschlagen und ihr Bischof, Mgr. Heintz, mit zahlreichen Priestern aus seiner Diözese verjagt“.

Bei dieser Untat konnte sich der Gauleiter Bürkel leider auf einen Präzedenzfall berufen. In der gleichen Weise wurde 1919 der Bischof von Metz, Mgr. Benzler, durch die französische Polizei aus seiner Diözese verjagt. Das wird natürlich nicht erwähnt. Es heißt lediglich einmal: „unter dem Wegzug zahlreicher deutscher Bewohner (von Metz)“ nicht aber, daß ihr Vermögen beschlagnahmt wurde und sie mit 20 kg Gepäck über die Grenze gewiesen wurden, im Gegensatz zu 1871, als jeder bleiben konnte und keinem der für Frankreich Optierenden etwas beschlagnahmt wurde.

Der Verfasser scheint übrigens keine sehr hohe Meinung von der katholischen Kirche zu haben, wenn er meint, daß die Gewaltmaßnahmen der Nationalsozialisten sie „zerschlagen“ habe. Die blieb sehr lebendig. Die Verfolgungen haben ihr weniger geschadet als die Lethargie, die der allgemeine Wohlstand mit sich bringt.

Das vorliegende Geschichtswerk, das in weiten Teilen gründlich und umfassend über die Vergangenheit des Landes und seiner Bewohner berichtet, auch sehr ausführlich die Quellen zur lothringischen Geschichte bringt, will den neuesten Stand der Forschungen bringen. Das ist zweifellos gelungen. Aber es wird noch viel Wasser die Meurthe und die Mosel hinunterfließen, bis die französischen Historiker sich durchgerungen haben, in den Fragen des Grenzlandes nüchtern und ohne Scheuklappen zu schreiben. Die zunehmende Zusammenarbeit über die Grenzen hinweg läßt hoffen, daß es einmal so weit kommen wird. A.G.

Hinüber und Herüber

„Heimetsproch und Tradition“

Seit drei Jahren erscheint in Schlettstadt die Zeitschrift „d'Heimet zwesche Rhin und Vogese“, die Charles Goldstein gegründet hat. Nun hat sich um dieses Blatt eine Organisation unter obigem Namen gebildet, die aktiv und wirksam für die Erhaltung „unserer Sprache“ eintreten zu wollen. Die Zeitschrift hat sehr bald eine weite Verbreitung gefunden, ihre „Tochter“ will das regionale Leben auf allen Gebieten im Geiste der Überlieferung erhalten und fördern und eine umfassende Bewegung zur Erhaltung „unserer kulturellen Regionalidentität“ entfalten. Früher sagte man treffender „Volkstum“! 18 Mitglieder bilden die Führungsspitze. Unter ihnen möchten wir einen hervorheben, der dieser Tage mit dem „Ordre des arts et lettres“ durch den Kabinettschef des Kultusministers ausgezeichnet wurde: Herrn Jenny, Lehrer an der „Ecole normale“, der Lehrerbildungsanstalt, zu Schlettstadt, wo er Deutsch unterrichtet. Er hat eine Reihe Bücher für den Deutschunterricht herausgegeben. Zudem ist er Bürgermeister von Kinzheim (bei Schlettstadt). Auch einmal einer, der zu Recht „e Bändele“ bekommen hat.

Hebel-Preis 1984

Im Ekkhart-Jahrbuch 1985 des Landesvereins Badische Heimat wird über die Verleihung des Johann-Peter-Hebel-Preises 1984 in Hausen im Wiesental an den elsässisch-jüdischen Dichter Claude Vigée (alias André Strauss), aus Bischweiler gebürtig, und jetzt Professor für französische Literatur in Tel Aviv in Israel, berichtet. Neben der Laudatio von Professor Adrien Finck, über die wir hier schon kurz berichteten, ist die Ansprache des Preisträgers abgedruckt. Darin gibt Claude Vigée ein Bekenntnis ab: „Ich bin ein Elsässer Jude, also doppelt Jude und doppelt Elsässer“ und begründet das von seiner Herkunft „zwischen zwei großen Kulturimperien, der französischen Welt und der deutschen Welt“ damit, daß er mit dieser Belastung sich die neue Heimat Israel aneignen mußte. Nun ist es nicht ganz neu, daß man das Schicksal des Landes der Juden und

der Menschen in Israel mit dem Elsaß und seinen Menschen verglichen hat und darin Parallelen fand, aber es ist beachtlich, wie Vigée das vom Sprachlichen her erläutert: das Elsässische seiner Jugend ist für ihn eine „lebendige Sprache“ (gegenüber der französischen und der deutschen Hochsprache) mit einer „urwüchsigen realistischen Substanz — wo die Worte wirklich noch Dinge bedeuten“, das Neuhebräische, das er ganz von Grund auf 1960 neu lernen mußte, wurde für ihn „wie eine Art Erleuchtung in dem Sinne, daß eine Sprache nicht von den sinnlichen Wirklichkeiten der Welt getrennt sein kann“. Ganz deutlich ist ihm, „wie die Sprache auf den Sinn des Lebens und auf die ganze Theologie einwirkt“. Dieser Gedanke ist bei Vigée in einer wunderbaren Klarheit wiedergegeben, und es darf dabei die Hoffnung ausgedrückt werden, daß einer, der das sagt, es auch in die Tat umzusetzen versuchen wird. Daran knüpft sich doch für das Elsaß und die Elsässer in ihrer sprachlichen Misere Hoffnung.

Eingeleitet hatte Claude Vigée seine Festrede bei der Preisverleihung mit einem Gedicht auf Elsässisch, das auch ganz auf das Leben aus der Sprache eingeht. Es steht zu hoffen, daß sich wie an diesem Tage, wie es Adrien Finck ausgedrückt hat, „ein großer Bogen vom alemannischen Hausen zum biblischen Jerusalem“ gespannt hat... ein „Bogen der Versöhnung, der Freundschaft und des Friedens, des Lebens“, daß dieser Bogen auch weiter gespannt bleibt. me

Ausfuhr elsässischer Weine gestiegen

Zwischen dem 1.9.1983 und dem 31.8.1984 hat das Elsaß 37 Millionen Flaschen Wein, d.h. 263000 hl, ausgeführt, was ihm 316 Millionen Franken eingebracht hat, etwas über 100 Millionen DM 70% des Exports ging in die Bundesrepublik! Ob die Exporteure dieser Weine auch daran denken, auf ihren Flaschen deutsche Etiketten anzubringen, wie das bei vielen anderen Waren geschieht, bzw. ob die deutschen Importeure dies von ihren elsässischen Lieferanten verlangen?

Celtic League

„CARN“, die Vierteljahresschrift der Celtic League, 24 Seiten, meist englisch, einige in einer keltischen Sprache, informiert über Entwicklungen der sprachlichen und nationalen Bewegungen der sechs keltischen Gebiete. Jahresabonnement IRL 6,50. Bestellungen an CARN, 9 Br. Cnoc Sion ATH Cliaith 9, Eire.

Besuch bei den DN

Fortsetzung von Seite 4

Das ist falsch! Erstens, der Katalysator wird nicht festgeschrieben. Nur die Abgaswerte werden festgeschrieben. Zweitens, in die USA, nach Japan und in die Schweiz exportieren ja alle Produzenten Autos mit Katalysatoren. Es geht also doch! Unsere eigene Industrie hatte behauptet, es gehe nur langsam. Und jetzt wetteifert sie mit Katalysator-Angeboten.

— Die Bundesrepublik hat aber schon das Jahr 1989 festgeschrieben. Ein Alleingang?

Wir müssen uns einigen in Europa. Wenn wir es nicht tun, dann sehe ich eine schwierige Entwicklung. Ich hatte zuerst für 1986 gekämpft... Aber das Problem ist sehr wichtig. Wenn wir nicht in der Lage sind, der Jugend eine saubere Umwelt zu überlassen, sind wir nicht glaubwürdig.

— Deutschland hat aber den Vorsprung. Sie schreiben das Jahr 1989 fest. Alle müssen folgen, und die deutsche Industrie liefert den Katalysator...

Der Vorwurf ist falsch. Warum produzieren sie denn keine Katalysatoren im Elsaß? Oder in Lothringen, wo man Arbeitsplätze braucht? Neue Produkte bringen neue Arbeitsplätze. Außerdem wiederhole ich: Der Katalysator ist nicht festgeschrieben, nur die Grenzwerte der Abgase!

— Welches Frankreichbild haben Sie?

Ein Bild, das von einer Gewißheit geprägt ist: Es gibt keine europäische Entwicklung ohne Frankreich und ohne Deutschland. Die deutsch-französische Partnerschaft ist

Die Geschäftsstelle bittet, den Mitgliedsbeitrag für 1985 in Höhe von DM 24,— und etwaige Beitragsrückstände bald zu überweisen (Konten stehen im Impressum auf Seite 2). Spenden von Mitgliedern und Nichtmitgliedern sind immer willkommen; Spendenbescheinigung auf Wunsch.

die Grundlage für Europa, auch auf dem Gebiet der Forschung und der neuen Technologien. Deshalb glaube ich, daß wir jetzt eine besondere gute Chance haben, eine Art konzertierte Aktion zu betreiben. Die Zeit wäre günstig. Auch für den Grenzraum.

Wie gesagt: Späths hervorragende Qualifikation kommt in dem Gespräch voll zum Ausdruck. Wenn die führenden elsässischen Kräfte die Gelegenheit, so einen aufgeschlossenen Mann als Partner zu haben, wahrnehmen, kann es dem Lande nur zugute kommen. Nur eins vermischen wir in Späths Ausführungen: Er sieht zwar das Land am Oberrhein als „Herzstück Europas“ — was es bereits im Stauerreich war! — aber mit keinem Wort erwähnt er die sprachliche Gemeinsamkeit, die seit 150 Jahren systematisch durch die französische Volksschule ausgehöhlt wird. Warum staatliche Grenzen überwinden und sprachliche durch engstirnigen Kulturnationalismus aufbauen? Ein (vorsichtiges) Wort in dieser Richtung wäre nicht unangebracht gewesen. eh